**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** 16 (1948-1949)
**Heft:** 3

**Artikel:** Valéry und Rilke : Fragmente eines Vergleichs
**Autor:** Eschmann, Ernst Wilhelm
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-759511

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 08.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# VALÉRY UND RILKE

*Fragmente eines Vergleichs*

*VON ERNST WILHELM ESCHMANN*

Plutarch war klug in seiner Selbstbeschränkung: er stellte in seinen parallelen Lebensläufen nur Politiker und Feldherren gegeneinander, aber keine Dichter und Schriftsteller. Und noch weniger kam er auf den Einfall, einen Priester des Apollo mit einem der Demeter zu vergleichen; vielleicht, weil er alles dies selbst war, Priester, Dichter und Schriftsteller. Der feste Stand seiner Helden in der äußeren Welt gab begrenzte, übersehbare Felder für den Vergleich, während Dichter mathematischen Gebilden höheren Grades ähneln, die, aus einem Unmeßbaren kommend, nach Begegnung und Nähe wieder dorthin zurückkehren. Gerade dieses vorübergehende Nebeneinander zweier das Allgemeine für einen Augenblick spiegelnder und festhaltender Individuen aber wird immer wieder zu Zusammenstellungen nach dem notwendig groben Schema «X und Y» locken.

In dem «und» des Schemas liegt freilich schon eine Vorwegnahme über die Struktur der Beziehung. Eine Gleichheit des Interesses und der Intensität wird unwillkürlich vorausgesetzt. In der Begegnung Rilkes mit Valéry lagen aber die Akzente verschieden schwer: Valéry hat Rilke beeinflußt, doch Rilke nicht Valéry. Auf der einen Seite erblickte man eine Landmarke oder ein Schiffahrtszeichen, auf das es zuzusteuern galt, auf der anderen nur ein Phänomen, das einzuordnen war.

Die Entfernung Valérys von Rilke war so groß, daß die Verschiedenheiten der Oberfläche mit ihren wirkungsvollen Gegenüberstellungen sie eher verschleiern. Dies würde vor allem von einem Versuch «nationaler» Differenzierung zu gelten haben. Denn abgesehen davon, daß es abgeschlossene Nationaltypen nicht einmal in der Antike gab, geschweige denn in dem von beständigen biologischen und psychologischen Mischungen und Entmischungen durchsetzten nachantiken Europa, so bringt die von einer gewissen Richtung der Literaturgeschichte in den letzten Jahren bis zum Ueberdruß vorgerittene Frage nach Herkunft und Umgebung in unserem Fall besonders verwickelte und widerspruchsvolle Ergebnisse. Als deutscher Prager entstammte Rilke einem der eigentümlichsten deutschen Milieus, das zu dem übrigen Oesterreich und Deutschland in dem-

selben Spannungs-, ja Fremdheitsverhältnis stand, wenn auch weniger selbstbewußt, als der glänzende Luftturmbau der baltischen Intelligenz. Gegen dieses Prag, unter dessen bürgerlicher Ordentlichkeit nur durch einen dünnen Boden getrennt die Golem-, Kubin- und Kafkawelt brodelte, befand sich Rilke in einer ständigen Abwehrstellung, die ihn zu so extremen Gegenlandschaften wie Worpswede lenkte. Und so gewiß Valéry wichtige Traditionen des französischen Denkens zum Gipfel führte, so sehr er Nachfahre der Larochefoucauld, der Pascal und Chamfort war, so wenig vor allem das Grundcartesianische in ihm übersehen werden kann, so wirkte in ihm doch ein mittelmeerisch-eindeutiges, mittelmeerisch-hartes Element, das ihn in der Literatur seiner Zeit isoliert.

Von Claudel etwa, um nur die Dichter seiner Rangebene zu nennen, unterscheidet ihn seine Ablehnung von Pathos und Rhetorik, vor allem aber seine Ferne von allem Religiösen; von André Gide, dem Erzprotestanten, der das Individuelle wie das Allgemeine unablässig vor ein unheimlich lebendiges Gewissen stellt, die Kühle gegenüber dem eigentlich Moralischen und die Verbannung des Gefühls auch und gerade aus der Dichtung. In Valéry — und hier ist es wohl wirklich erlaubt, seine mütterliche Herkunft ernst zu nehmen — lebte etwas von jenem «Genueser» Geist erobernden Mißtrauens, der kühn nach immer neuen Horizonten sucht, aber zugleich schon die Verwandlung dieses Neuen zu einem Alten fürchtet, dessen Verführung zum Bleiben es von vornherein zu entrinnen gilt; jenes Geistes, für den Nietzsche in seinem Columbusgedicht eine helle Prägung fand.

Es ist etwas Antikes in Valéry, aber von der heute in Unbeliebtheit geratenen Antike, die sich aus dem Mythisch-Archaischen gelöst und ganz Bewußtsein, Freude am Bewußtsein geworden ist. Vielleicht war es das, was Rilke gerade an Valéry anzog und von dem er das Gefühl hatte, daß es ihm zu seinem völlig Eigenen half, aus den Verstrickungen gehäufter historischer Epochen heraus; ein Etwas, das er schon bei Rodin gesucht hatte, aber nur unzureichend fand. Vielleicht läßt es sich mit der Vorstellung des ruhig an seinem Material meißelnden Künstlers andeuten, der wie der Goethesche Goldschmied von Ephesus ohne Rücksicht auf die Bewegungen in der Menge fort und fort arbeitet.

Ein wirkungsvoller Gegensatz und Vergleichspunkt scheint durch Rilkes Einsiedlertum und Valérys Weltläufigkeit gegeben. Das Bild Valérys, das er selbst so wünschte, stellt ihn dar als stets von «Welt» umgeben, Siegel der Vernissagen, Premieren, Empfänge und anderer geistig-mondäner Angelegenheiten, die durch seine Anwesenheit erst ihre Bestätigung erhielten. Seine Einsamkeit erstreckte sich auf wenige, eifersüchtig gehütete Morgenstunden. Dann schlief er kurz und war

am späten Vormittag für die Welt bereit, für Besucher, für ein Frühstück oder Diner in der Stadt, für den Salon. Und so zeigt ihn das Erinnerungsbild, das beim Denken an ihn selbsttätig vor unsere Augen tritt, nicht an seinem Schreibtisch oder allein in einem Garten wandelnd, so wie wir Rilke unwillkürlich sehen, sondern eher, wie er, von einer Kohorte Damen gefolgt, eine Gemäldeausstellung betritt, in der ehrerbietig zurückweichenden Menge zerstreut um sich blickend, aber doch alles genau aufnehmend. Demgegenüber erscheint Rilke als der absolute Einsiedler, und dies schon, bevor er es in Muzot wirklich wird.

Doch die Dinge lagen in Wahrheit umgekehrt: Rilke befand sich in ständigem Kontakt «mit aller Welt»; wenn man dies Wort parabolisch nimmt. Er ist Empfänger der Strömungen, die vom Allgemeinen und von den Individuen ausgehen, und strahlt das Empfangene über sein Briefwerk wieder aus. Schon der ungeheure Umfang dieses Briefwerks spricht dafür, daß er sich nur zurückzog, um besser teilnehmen zu können. «Wie jeder gut erzogene Deutsche besaß Herr X. auch einen eigenhändigen Brief von Rilke», schreibt Jean Lambert in einem Reisebericht mit sanfter Ironie. Aber in jedem dieser Briefe war doch immer Teilnahme, Rat, Hilfe, zum mindesten die Gabe eines Bildes oder eines Gedankens mit produktiv-persönlichen Möglichkeiten. Rilkes Tür stand sinnbildlich genommen immer offen, dem Unbekannten vielleicht noch mehr als dem Freund. Wenn er sie gelegentlich doch einmal schließen muß, gibt es wahre Gefechte wie am Eingang einer mittelalterlichen Stadt, wo ein Teil der Bürger den Belagerern die Tore öffnen will und der andere sich dagegen wehrt.

Im ganzen war es ein stetes Hinausgehen, Geben und Verströmen, dem Valéry, obgleich er seinen vollen Umfang nicht ahnte, mit befremdeter Besorgnis zusah. Das Allgemeine und Individuelle seiner Zeit, das Rilke widerstandslos in sich aufnahm, war für den anderen Beobachtungsobjekt, das er gewissermaßen in Retorte und Reagenzglas hielt. So gelangte er — die Linie Jakob Burckhardts fortsetzend — zu jenen erstaunlich exakten Voraussagen und Analysen in seinen militärwissenschaftlichen und politischen Abhandlungen, Voraussagen und Analysen, wie sie nur einem völlig abgetrennten Denker möglich sind. Denn der konsequentere Einsiedler war Valéry. Wenn die indische Lebensordnung dem Brahmanen vier Stufen vorschreibt, die des Lernenden, des Hausvaters, des Waldsiedlers, der sich vom Leben der Gemeinschaft geschieden hat, aber die Angehörigen von Familie und Dorf noch zu Rat, Lehre und Mahnung bei sich sieht, und schließlich des Bettelpilgers, der namenlos über die Landstraßen zieht, um irgendwo einsam zu sterben, so könnte man gleichnisweise sagen, daß

Rilke sich die dritte, Valéry die vierte Stufe wählte. Das Zauberhafte des Valéryschen Daseins lag nun darin, daß dieser stete, unablässige Anstrengung erfordernde Rückzug sich mitten in dem Leben und Treiben von Paris, der «Heimat der Chimären», wie Descartes es nannte, ausführte. Mit unvergleichlicher Raffiniertheit legte er die Welt selbst als Rüstung um, um sich vor ihr zu verbergen. Es war ein Sich-unsichtbar-Machen in vollster Beleuchtung, immer wechselnd zwischen Eingehen und Zurückhaltung. Das Eingehen zeigt sich etwa in den unzähligen Vorworten, die Valéry für andere Schriftsteller, für literarische Textsammlungen, für Veröffentlichungen bildender Kunst schrieb — er hat wohl kaum jemals eine solche Bitte abgelehnt. Die Zurückhaltung erscheint in den Briefen, soweit sie bisher bekannt geworden sind, und die so sehr anders klingen als die Rilkes: eher aristokratische Selbstmitteilungen im Stil des mittleren Goethe, sachlich-nüchtern fast, bedeutend als Worte eines bedeutenden Menschen, aber unwillkürlich bedeutend, ohne Absicht und Anspruch, freundschaftlich oder kameradschaftlich, doch stets darin selbstgezügelt, nicht in den anderen eindringen, ihn nicht beeinflussen zu wollen oder gar an sich heranzuziehen, etwas, das Valéry vor allem verabscheute. Niemand führen, keine Schule bilden. Und dies erreichte er auch: die Entmutigung, die von ihm ausging, war so stark, daß ihm niemand nachfolgte.

Demgegenüber stand Rilke immer wieder in Zusammenhängen von Folge und Leitung, in die er einen großen Teil seiner inneren Energie lenkte. Von der aktiven Seite her ist dies genügend bekannt und wird durch immer neu ans Licht kommende Briefe ständig erweitert. Die beiden Künstler aber, die auf Rilke entscheidenden Einfluß ausübten, beide Franzosen, und in deren Dienst er sich stellte, bei dem ersten im buchstäblichen Sinne, nicht nur als Interpret seiner Kunst, bei dem zweiten als Uebermittler in die eigene Sprache, bezeichnen zugleich Stufen von Rilkes Entwicklung. Die Bedeutung, die erst Rodin und dann Valéry für ihn besaßen, läßt sich mit einem allerdings groben und durch langen Mißbrauch noch dazu geschwächten Bild als Uebergang von einem Malerischen zu einem Plastischen charakterisieren, wobei Rodin, der mit Ton, Marmor und Erz optische Effekte erzielt, für das Malerische, Valéry, der aus Worten und Begriffen einen Denk- und Empfindungsleib schafft, für das Plastische steht. Was nun aber auf Rilkes Weg zwei Stufen sind, bleibt im Verhältnis zu Valéry als Wesensverschiedenheit. Rilkes Schöpfungen sind malerisch, die Valérys plastisch. Wie die Arbeiten Rodins auf ein Gespräch mit der Beleuchtung ausgehen und sich den Bewegungen der Luft ebenso anpassen wie sie hervorrufen zu wollen scheinen, so kommen Rilkes Gedichte dem Leser und Hörer entgegen und nehmen

ihn ein. Zum mindesten geschieht eine Art Induktion durch die Erregung parallelgerichteter Strömungen. Die Wirkungen, die ein Gedicht Valérys auf den Empfangenden hat, psychologisch erfassen zu wollen, dürfte dagegen fast unmöglich sein. Denn diese Gedichte haben ein gewisses eifersüchtiges Für-sich-Sein, eine Rundung, die auf den eigenen Mittelpunkt und darüber hinaus auf den imaginären Mittelpunkt aller Kreise und Kugeln überhaupt bezogen sind. Ungezwungen meldet sich eine Erinnerung an Parmenides, wenn er das in sich vollendete, mit sich selbst gleiche Sein «einer Kugel vergleichbar» nennt. Und so vollenden sich jene Wirkungen wohl in einem ähnlich abgelegenen Versteck unseres Innern, wie die von einer Plastik auf uns ausgehenden.

Konnte darum das, was Valéry wirklich war, in Rilkes Uebersetzungen ganz wiedergegeben werden? Die leidenschaftliche Hingabe, mit der sich Rilke dieser Arbeit unterzog, läßt einen solchen Zweifel fast lästerlich erscheinen. Aber es ist nicht zu übersehen, daß die Gedichte Valérys bei ihrer Uebertragung durch Rilke einer Gesamtveränderung unterliegen, einer leisen Umerziehung von der plastischen Rundung ins optisch Bewegte. Es tritt ein Flimmern, Irisieren, ein perlmutterartiges Schimmern ein, ja, ein im einzelnen schwer feststellbares, aber doch vorhandenes kurzes seitliches Ausbiegen der Form, das dem Gedanken oder Gefühl des Gegenüberstehenden den Eingang erlaubt und dem Original fremd ist.

Die Plastik der Gedichte Valérys ist nun gewiß nichts Eindeutiges, nichts Primitives. Ihr Geheimnis liegt darin, daß sie den plastischen Eindruck nicht nur, sondern die plastische Wirklichkeit durch eine Loslösung, Bewegung und Zuordnung ganz unplastischer, ja antiplastischer Elemente, der Gedanken, erzeugt. So scheinen seine Schöpfungen gewissen Bestrebungen in der modernen bildenden Kunst verwandt, die plastische Wirkung durch eine Anordnung beweglicher Metallteilchen, durch zitternde Drähte oder gar durch den Austausch der Rundungen der Körper gegen Hohlräume hervorzurufen, die das Auge des Betrachters zur Ergänzung zwingen und auf diese Weise sein plastisches Gefühl aktivieren.

Aber diese Verwandtschaft ist nur scheinbar. Die starke Bewegung, der die Gedichte Valérys entstammen, verdichtet sich zu unzerstörbarer Struktur, zu sprungloser Masse im Innern und zu einer Oberfläche ohne Lücken, die dem Spiel des Lichtes ebensowenig Konzessionen macht wie dem malerischen Bedürfnis des Beschauers. Die kühnste Subjektivität wird zur strengsten Objektivität, die nicht wirbt und nicht entgegenkommt. Dies führt zur Frage der Wirkung, die nicht dieselbe ist wie die nach der Dauer. Bei Valérys Gedichten könnte man sich vorstellen, daß sie, wenn sie für längere Zeit in

Vergessenheit geraten sollten, doch bei ihrer Ausgrabung unverletzt und vollständig der Erde der Vergangenheit entsteigen würden, vielleicht mit ein wenig Patina, wie ein unter günstigen Bedingungen verschüttetes antikes Bildwerk. Rilkes Gedichte dagegen hätten sich längst mit der Erde vereinigt; ihre Essenz wäre übergegangen in den Boden und die Geschöpfe, die sich mittelbar und unmittelbar aus ihm nähren.

Die Wirkung Rilkes war und ist unvergleichlich größer als die Paul Valérys. Dabei steht die Auswirkung des persönlichen Denk- und Empfindungsstils erst in zweiter Linie, obgleich auch hier der Unterschied unübersehbar ist. Rilke hat — unabsichtlich, aber doch durch gewisse Offenheiten seines Stiles fördernd — eine Schule von Nachahmern hervorgebracht und hinterlassen, die seine erarbeitete, erkämpfte oder als Geschenk ihm zugeteilte Aussage durch ein dunkles Fortraunen oder ein bequemes Um-die-Ecke-Schwingen der Gedanken ersetzen. Es ist bekannt, mit welchem Unbehagen Rilke die ersten Anfänge dieser Nachahmung erblickte, ohne sich doch hindern zu können, ihr durch gewisse Eigenarten seiner Dichtung, eine scheinbare Leichtigkeit der Form oder eine scheinbare Unform, Hilfestellung zu leisten. Valérys persönliches Streben nicht nur — und das gilt schon für den Einundzwanzigjährigen — war es, jede Nachfolge abzuschrecken und keinen Ansatz zu Kreisbildungen mit ihm als Mittelpunkt zuzulassen: seine Werke sind von einer Geschlossenheit, Glätte und Härte, die jeden ehrgeizigen Kletterer abgleiten läßt. Sein Dichten leiht sich keiner Fortsetzung durch andere. Man kann Valéry ablehnen, angreifen, verhöhnen, verdächtig machen, und es hat daran nicht gefehlt, aber man kann ihn nicht parodieren, wie man den in dieser Beziehung ganz schutzlosen Rilke parodieren kann.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei unserem Bild von einer künftigen Ausgrabung: eben die große, überpoetische, das Religiöse streifende Wirkung, die von Rilke in die Zeit ausging und noch ausgeht, hat als Kehrseite, daß bei einer solchen Ausgrabung der größte Teil seines Werkes ohne Kommentar kaum verständlich sein dürfte; einen Kommentar, der auf das Historische im weitesten, auf die seelengeschichtliche Situation im engeren Sinn hinzuweisen hätte, auf die Bedürfnisse, denen entsprochen, und die vorübergehenden Schichtungen, die gespiegelt wurden. Valérys Gedichte und Arbeiten in Prosa dagegen würden immer allein stehen können; die inzwischen verflossene Zeit hätte als solche ihre Zugänglichkeit nicht erschwert. Geht es bei Valéry doch immer um Geschehnisse, Situationen und Begegnungen, die zum zeitüberlegenen Kernraum des menschlichen Geistes gehören. Besonders das in Umfang und Bedeutung noch gar nicht erschlossene Gedankenwerk der ungezählten Aphorismenbände

Valérys scheint aus den Bedingungen irgendeiner Entstehungsepoche herausgetreten. Diese so konzentrierten Ergebnisse eines erlesenen intellektuellen Prozesses könnten doch von jedem überhaupt zum Nachdenken gelangenden Menschen der Vergangenheit wie der Zukunft, jedem Menschen, der nur einmal aus der Naivität heraus ist, produktiv auf sich bezogen werden. Denn das Verhältnis des Menschen zu sich selbst, zu seinem Geist und das seines Geistes zur Umwelt bleibt sich in der Grundstruktur und den Grundfragen doch immer gleich, ungeachtet der wechselnden historischen Umstände, die von hier aus betrachtet nur Kostüme und Kulissen sind. So läßt sich vorstellen, daß, wenn wir jetzt nur von der Vergangenheit sprechen, Valérys Bemühungen bis auf einen wirklich sehr geringen Bodensatz seiner Epoche auch einem nachdenklichen Kaufmann im alten Palmyra, einem Athener, einem Diamantenschleifer im Amsterdam des Barock, einem zwischen Theologie und Philosophie schwankenden schwäbischen Pfarrer ohne weiteres verständlich gewesen wären, vorausgesetzt, daß sie das gehabt hätten, was Valéry spöttisch den «bösen Willen» nannte, nämlich den entschiedenen Vorsatz, sich nicht selbst zu betrügen, sei es durch eine der historischen Konstruktionen des Geistes, sei es mittels des eigenen Gefühls.

Wie das ausgedehnte Briefwerk Rilkes die Eigenart seiner Dichtungen fortsetzt, so tritt das Grundanliegen Valérys, die Durchleuchtung des Ichs und die Befreiung von ihm, in seinem Gedankenwerk noch klarer hervor, oft mit einer geradezu schneidenden Helle. Man kann das Egoismus nennen und hat das reichlich oft getan, da man das Exemplarische und Verdichtende von Valérys Leben, das wie alle solche großen Existenzen der Umwelt neue Möglichkeiten der Befreiung bot, nicht zu erfassen und sich zunutze machen verstand. Aber in der Tat fehlen bei Valéry die unmittelbar gegebenen inneren Hilfen, das «Seelenärztliche» im weitesten Sinn, das aus Rilkes Bild nicht wegzudenken ist und vielleicht sogar über die Züge des Dichters die Ueberhand zu gewinnen droht. So ist es ein wahrhaft freundschaftliches Paradox, daß Valéry gerade gegenüber Rilke aus seiner Zurückhaltung heraustrat mit etwas, was sich nicht anders als ein seelenärztlicher Rat bezeichnen läßt. Es war die bei dem letzten Beisammensein vorgebrachte Warnung, daß Rilkes Versuch, auf die innere Einsamkeit noch die äußere zu türmen, daß seine Art des Lebens nur mit der Natur und dem Geist, ohne die ausgleichende, gemischte Zwischenschicht des Menschlichen, dem Tode zu benachbart sei und ihn herbeiziehen müsse. Für Valéry war eine solche Aeußerung viel; sie zeigt, wie er gerade das, was ihn von Rilke trennte, als das Ueberhängend-Drohende bei diesem empfand.

Rilke war durch den Tod fasziniert und blieb es, auch wenn sich

in seinen spätesten Dichtungen eine gewisse Aufhellung zeigt. Valéry war nicht nur die Vorstellung völlig fremd, daß der Mensch sich nach dem Tode auszurichten und seinen eigenen Tod zu schaffen habe und daß darin der Adel seiner Individualität ruhe: er lehnte es auch mit epikureischer Strenge ab, aus der Tatsache des Todes Schlüsse auf das Leben, oder auch vom Leben auf den Tod abzuleiten. «Ich sterbe ohne vorgefaßte Meinungen», erklärte er auf seinem letzten Krankenlager lächelnd einem Freund. Damit war sein Verhältnis zu Rilke, wie es im Gespräch über ihn bei aller Höflichkeit deutlich hervortrat, im Grunde schon gegeben. Dem Umwitterten, Magisch-Gebundenen, aber auch magisch Zielenden Rilkes setzte er eine heitere Scheu und zu Lebzeiten des andern eine wohlwollende, oft ironisch gefärbte Besorgnis entgegen. Die Ebenen, zu denen Rilke vordrang, leugnete er nicht. Aber sie waren ihm fremd und fern, weil unerheblich für das, was er als das eigentlich Menschliche empfand. So ähnlich hätte wohl ein philosophierender Athener der perikleischen Zeit die Existenz gewisser unheimlicher Dinge in Thessalien nicht bestritten, es aber doch bedauert und Schlimmes vorausgesehen, wenn einer seiner Freunde zum Studium dieser zweideutigen Kräfte nach dorthin abgereist wäre. Die heitere Scheu wird dort zur unbewußten Abwehr, wo Valéry Rilke gerade besonders nahezutreten scheint; so etwa in seinem ehrenden Aufsatz über ihn, der nun wieder Rilkes Stellung völlig mißversteht, weil er seine Bemühung um die objektiven, nicht individuellen Mächte des Lebens nicht sieht. Hier geht die instinktive Reaktion gegenüber dem ganz Fremden so weit, daß sie das eigene Bild in den andern hineinschaut, um ihn noch mehr zu entfernen.

Indessen, die Nähe, zu der sich Valéry aus seiner sonstigen Reserve gegen Rilke heraus hier plötzlich bekennt, bestand doch. Dort, wo Valéry, der Rilkes Werk ja nicht kannte, sie zu finden glaubte, können wir sie freilich nicht entdecken. Aber jenseits ihrer Werke, jenseits der unüberbrückbaren Verschiedenheit ihres Wesens, jenseits auch der Einseitigkeit der Beziehung, die Rilke den Sich-Nähernden sein läßt, wirkte doch eine Gemeinsamkeit, die sie ineinander zu entdecken nicht verfehlen konnten. Beider großes Leiden war nicht so sehr die Dummheit und Bosheit der Welt im allgemeinen, die sie von vornherein als etwas Gegebenes ansahen, wenn auch Valéry lächelnder und mit mehr Ueberblick als Rilke, als die ungeheuerliche Ungenauigkeit in der überwiegenden Mehrzahl des bisher in dieser Welt Gedichteten und Gedachten. Dieses bis ins Körperliche gehende Leiden an der Ungenauigkeit und ihrem guten Gewissen mit sich selbst erstreckte sich bei Rilke mehr auf die Reiche des Gefühls, bei Valéry auf die des Denkens. Ein sich mit Stolz als solches bezeichnendes «geistiges» Leben, in dem Aphorismen zu philosophischen

Systemen ausgewälzt und aus naturwissenschaftlichen Einzelbeobachtungen ganze Weltanschauungen abgeleitet werden, in dem aus bloßen Wirkungen auf das Vorhandensein von dahinter stehenden Kräften geschlossen wird, ein solches «geistiges» Leben vor allem, in dem der Mensch sich niemals um die Erfassung der immer neuen, reinen Gegenwart bemüht, sondern sich nie von der «Geschichte» befreit, in dem der «Künstler» vor dem Denken flieht und der Denker ohne Kunst ist, war das Unerträgliche, gegen das Valéry mit allen Mitteln der Analyse und des Spottes beständig anging. So tat es Rilke gegen das Unausgeführte, Nicht-zu-Ende-Wollende der in Leben und Literatur gutgläubig gepriesenen Gefühle, gegen den unaufhörlichen Mißbrauch der «Liebe», gegen die im Verhältnis des Menschen zu Gott sich wuchernd ausbreitende Sentimentalität, kurz gegen all das, was so viele gerade bei ihm zu finden wünschen und finden.

Aber es ist nicht dieser in der Literatur allerdings seltene und für beide bestimmend gewordene Haß gegen das «Ungenaue», der Valéry und Rilke nebeneinanderstellt. Erst uns Rückblickenden wird klar, daß es sich hier um ein überaus sonderbares Doppelphänomen handelt, das es im Bereich des westlichen Geistes bisher noch nicht gegeben hat: den denkenden Dichter oder dichtenden Denker, «der sein letztes Streben auf die innere Aufhebung der eigenen Person richtet». Bei Valéry tritt er klarer und selbstbewußter hervor, doch ist es der gleiche geistige Vorgang, den in seinem allgemeineren Sinn verstehen zu wollen über den Rahmen dieser Studie hinausführen würde, mag Rilke vom «reinen Widerspruch» der Lust reden, «niemandes Schlaf zu sein unter so viel Lidern», oder Valéry bitten, unter seinen Lebenslauf als Abschluß ein «rien» zu setzen. Jener Vorgang hat nichts zu tun mit der Selbstzerstörung von Poeten und Philosophen aus Ueberdruß, Stolz oder Verzweiflung, ebensowenig wie das Valérysche «rien» ein «privatives» Nichts, das Nichts des Nihilisten ist, der von seinem zerfallenden Ich aus die Welt für null erklärt, sondern ein erfülltes Nichts, das Nichts des Mystikers, der seine Persönlichkeit reinlich auflöst. Beide haben, und das veranlaßt, sie in einem anderen Sinn nebeneinanderzustellen als den der bloßen literarischen oder selbst freundschaftlichen Begegnung, in einer in Europa sonst nicht bekannten Weise einen großen Teil ihrer inneren Energien darauf gewandt, sich von ihrem Werk und schließlich von sich selbst unabhängig zu machen. Beide hinterlassen das Gefühl, daß sie aus der Welt der offenbaren wie der verborgenen Bilder und Ideen und von dem eigenen, völlig aufgezehrten Ich fort in ein Unfaßbares eingetreten sind, so wie nach der chinesischen Ueberlieferung die Leiber der alten Taoistenmeister zusammenschrumpften, verschwanden und nur ihre leeren Kleider übrigließen.